

mandelbaum *verlag*

GEORGE CLARE LETZTER WALZER IN WIEN

Die Geschichte einer Familie bis 1938

*Aus dem Englischen von Gabriele Grundwald,
Frank Hergün und Hedda Pänke
mandelbaum verlag*

Lizenzausgabe des Ullstein-Verlags, Berlin
Das Buch erschien erstmals 1980 unter dem Titel
»Das waren die Klaars«

mandelbaum.at • mandelbaum.de

ISBN 978-3-85476-561-5
© mandelbaum *verlag* wien • berlin 2018
alle Rechte vorbehalten

Satz und Umschlag: MICHAEL BAICULESCU
Druck: PRIMERATE, Budapest

Für meine Eltern
Ernst und Stella Klaar
und für ihre Enkel
Sylvia, Andrew, Jacqueline und Julie

ERSTER TEIL

»Klaar!« Sergeant Lowes Stimme klang eindeutig verärgert.

Und wieder: »Klaar! Wo, zum Teufel, stecken Sie denn?« Inzwischen hatte er seinen lautesten Kasernenhofton erreicht.

»Ich komme, Sarge«, rief ich und kletterte hinter dem Stapel Jutesäcke voller Brückenzwingen hervor, wo ich meine Mittagspause Zeitung lesend verbracht hatte. Wenn man den Inhalt dieser Säcke zurechtschüttelte, konnte man aus ihnen durchaus bequeme Sitzgelegenheiten machen, fast so angenehm wie Polstersessel. Nachdem ich zwei Wochen damit verbracht hatte, sie aus Eisenbahnwaggons abzuladen und zu stapeln, wußte ich genau, wie man das machte.

»Ein bißchen schneller, verdammt noch mal!« schrie der Sergeant.

»Wohl mal wieder auf Ihren verdammten Ohren gesessen, was?« knurrte er, als ich ihn erreicht hatte. »Viermal habe ich nach Ihnen gerufen.«

»Entschuldigung, Sarge.«

Er hielt mir einen weißen, länglichen Umschlag entgegen. »Ist wohl für Sie, was?«

Selbstverständlich war er das. Klar und deutlich war er adressiert an:

13805783 Pte. G. Klaar

77 Coy. Pioneer Corps

APO 1387

Als ich 1941 aus der neutralen Republik Irland – wo ich seit meiner Flucht aus dem nationalsozialistischen Österreich gelebt hatte – nach Großbritannien gekommen war, um hier freiwillig der Armee beizu-

treten, hatte ich gehofft, einem kämpfenden Regiment zugeteilt, aber nicht zu den Pionieren gesteckt zu werden, bei denen es sich lediglich um Arbeitseinheiten handelte.

Doch so viel Glück war mir nicht beschieden. Als ich mich bei der Royal Artillery bewarb, erhielt ich zur Antwort: »Wo sind Sie geboren?« – »In Wien, Österreich.« – »Wurden Sie eingebürgert?« – »Nein.« – »Melden Sie sich im Trainings Centre des Dritten Pionier-Corps in Ilfracombe.« Offenbar hatte ich keine andere Wahl. Aber ich suchte nach Mittel und Wegen, den Pionieren wieder zu entkommen.

Schließlich kam ich darauf, »William Hickey« zu schreiben. Ich las seine Kolumne im Daily Express täglich und wußte, daß er ein offenes Ohr für die Beschwerden von Armeeingehörigen hatte. An manchen Tagen wirkten die grauen Lettern seiner Kolumne fast wie eine Klage-mauer für bekümmerte Soldaten, Marine- und Luftwaffengehörige. Höchst interessiert hatte ich Dribergs Berichte über seine Scharmützel mit der hochdekorierten Sturheit verfolgt. Vielleicht konnte er mir helfen.

Ich schrieb ihm, ich sei einundzwanzig Jahre alt, bei bester Gesundheit, kampfeswillig, spräche perfekt deutsch und gut französisch und vergeude meine Zeit und die der Armee damit, Löcher zu schaufeln. Ich schrieb auch, daß es in der 77. Company mindestens dreißig, in anderen »A«- oder Ausländer-Kompanien noch wesentlich mehr junge Männer gebe, die ebenso dächten wie ich. Der parteilich ungebundene Driberg war gerade für den Wahlbezirk New Malden ins Parlament nachgerückt, als ich ihm im Juli 1942 den Brief schrieb.

Und nun hielt ich Dribergs Antwort in den Händen. »Daily Express, Fleet Street, London E. C. 4« war in die linke obere Ecke des Briefumschlags gedruckt, den Lowe mir gegeben hatte. Ich holte tief Atem und öffnete ihn.

»Sehr geehrter Herr Klaar«, schrieb Driberg, »vielen Dank für Ihren Brief. Ich finde es sehr interessant, was Sie da geschrieben haben. Sie müssen mit mir im House of Commons zu Mittag essen, wenn Sie mal wieder in London sind. Bitte geben Sie mir Bescheid.«

Es war einer der großen, wirklich glücklichen Augenblicke meines Lebens. Nie werde ich dieses Gefühl erhebenden Stolzes vergessen. Hätte sich Lowe nicht längst in Richtung Kantine getrottelt, um ein paar weitere Bierchen zu sich zu nehmen, wäre ich durchaus imstande gewesen, dem alten Gauner um den Hals zu fallen und ihn zu küssen.

Ich, ein junger jüdischer Flüchtling aus Österreich, ein Niemand ohne die geringsten Beziehungen, war von einem Mitglied des briti-

schen Parlaments eingeladen worden, mit ihm im House of Commons zu Mittag zu essen!

Es war phantastisch! Konnte es überhaupt wahr sein? Es war wahr! Wie kann ich die ungeheure gefühlsmäßige Wirkung erklären, die diese Einladung auf mich hatte? Im Jahre 1942 war für einen jungen Flüchtling, der wußte, daß sein Überleben von Großbritannien abhing, das House of Commons der Mittelpunkt der Welt, das Zentrum imperialer Macht. Und in meinen Augen war jedes Parlamentsmitglied von einer übermenschlichen, einer fast gottähnlichen Aura umgeben.

Vor Glück ganz benommen ging ich nach der Mittagspause wieder an meine Arbeit zurück. Und obwohl ich geistig so völlig durcheinander war, war ich es in körperlicher Hinsicht glücklicherweise nicht. Denn meine Aufgabe an diesem Nachmittag bestand darin, eine fünfte Lage Brückenzwingen auf einen Stapel zu hieven, der bereits vier Stockwerke hoch war.

An einem sonnigen Spätoktobertag betrat ich das House of Commons durch das St. Stephen's Gate. Ich ging auf den diensthabenden Polizisten zu und erklärte ihm einigermaßen wichtigtuerisch, daß mich Tom Driberg, M. P., zum Mittagessen erwarte. Er zeigte sich höchst unbeeindruckt von meiner Mitteilung und führte mich zu einer nahegelegenen Pförtnerloge. Dort bat man mich überaus höflich, eine grüne Besucherkarte auszufüllen und darauf zu warten, daß Mr. Driberg käme, um mich abzuholen. Der Pförtner nannte mich sogar »Sir«. Mich, der ich die Uniform eines einfachen Soldaten des Pioneer Corps trug!

Selbstverständlich war ich höchst erregt, nahm jedoch die einmalige Umgebung dennoch wahr. Ich sah hinauf zur gewölbten Decke, genoß die ganze neugotische Pracht, betrachtete die Büsten der früheren Premierminister, die sich alle eigenartig ähnlich sahen, als habe das hohe Amt oder auch nur ein mittelmäßiger Bildhauer jede Spur von Individualität getilgt, und entdeckte Jennie Lee, wie sie mit einem Besucher sprach. Sie war mir so nahe, daß ich unabsichtlich Ohrenzeuge ihres Gesprächs wurde. Sie und ihr Besucher unterhielten sich – ausgerechnet – über Österreichs Nachkriegszukunft. Wie klein die Welt doch ist, dachte ich, sogar im House of Commons.

Ich hatte vielleicht fünfundzwanzig Minuten gewartet, als Tom Driberg erschien. Ich erkannte ihn sofort nach den Fotos, die ich von ihm gesehen hatte. Immer noch ziemlich schlank in jenen Tagen, wirkte er größer, als ich erwartet hatte. Er hatte ein zuvorkommendes Lächeln, war gutaussehend und attraktiv. Das lockige, schütterere schwarze Haar über der hohen Stirn erinnerte mich ein wenig an meinen Vater.

Er entschuldigte sich, daß ich warten mußte, und bot mir einen Drink an. Ich lehnte dankend ab – einfach weil mir nicht einfiel, was ich hätte trinken sollen.

Verglichen mit der Vorkriegszeit waren der Speisesaal des House of Commons und das gebotene Essen sicherlich eher kärglich. Für mich jedoch war alles der Höhepunkt des Luxus. Die weißen, gestärkten Tischtücher, das auf Hochglanz polierte Silber und die glitzernden Kristallgläser versetzten mich in eine Zauberwelt. Alles war in einen goldenen Schimmer getaucht. Sogar die Luft schmeckte nach Geschichte und Tradition. Vielleicht war sie nur abgestanden, aber mir stieg sie zu Kopf. Ich atmete die gleiche Luft, die auch Winston Churchill atmete. Ich hatte gar keinen Wein nötig, um berauscht zu sein.

Ich hatte noch nie mit einem Engländer zu Mittag gegessen und kannte das Ritual nicht. Daher war ich überrascht, daß Driberg über das Wetter plauderte, und fasziniert, als er über Fleet Street sprach, das leuchtende Ziel meiner Nachkriegs-Ambitionen, über das Theater, über dieses und jenes, nur über eines nicht: über die Dinge, die mir am interessantesten waren.

Als der Kaffee serviert war, kam Driberg zur Sache.

»Ich habe ein paar Nachforschungen im Kriegsministerium angestellt, nachdem ich Ihren Brief erhalten hatte«, sagte er. »Und man hat mir mitgeteilt, daß Burschen wie Sie jetzt auch dem Segelflieger-Regiment oder den Kommandos beitreten können. Warum tun Sie das nicht? Das würde Ihre Probleme doch beseitigen, oder?«

»Nein, das täte es nicht«, erwiderte ich. »Mein Kompaniechef – er hält mich für einen notorischen Querkopf, seit ich beim Luftwaffenministerium um Aufnahme bei der R. A. F. gebeten habe – hat mich zu einem Termin wegen eines möglichen Beitritts zu den Kommandos geschickt – sozusagen zur Beruhigung.«

»Und wie ist das gelaufen?«

»Ich habe höflich, aber bestimmt abgelehnt.«

»Aber warum denn? Sie wollen doch zu einer kämpfenden Einheit, oder? Das wäre doch Ihre Chance gewesen.«

»Wir können uns nicht jeder x-beliebigen Kampfeinheit anschließen. Uns bleibt nur das Commando No. 10. Und dort tun nur Nicht-Briten Dienst. Auf gewisse Weise handelt es sich um eine andere Art von Ghetto. Wenn das Kriegsministerium uns plötzlich für fähig hält, Fast-Selbstmord-Kommandos beizutreten, warum sollten wir dann nicht auch für ganz reguläre Kampfeinheiten passend sein? Ich würde gern zur Royal Artillery gehen, andere möchten zu den Panzertruppen. Wenn

man uns Segelflugzeuge anvertrauen will, warum dann keine Kanonen? Warum dürfen wir uns nicht mit der Infanterie vorarbeiten oder in Panzern herumrattern?»

»Wollen Sie damit sagen, daß das Kriegsministerium unfair ist?«

»Genau das.«

»Übertreiben Sie in diesem Fall nicht doch ein bißchen?«

»Vielleicht. Aber wie würden Sie sich fühlen, wenn Sie feststellen, daß die Menschen, die Sie in der Welt am meisten bewundern, in unserem Fall die Briten, Ihnen mißtrauen? Die ersten Kompanien nicht in Großbritannien geborener Soldaten wurden kurz nach Kriegsausbruch zusammengestellt. Sie wurden nach Frankreich verschifft und waren unbewaffnet. Als die Deutschen durchbrachen, hat man ihnen ein paar Gewehre gegeben. Und sie kämpften sich bis St. Malo durch und wurden von dort abtransportiert. Doch im selben Moment, als sie wieder britischen Boden betraten, wurden ihnen die Waffen fortgenommen. Wußten Sie das? Und das war noch nicht alles. Es gab ein Hickhack darüber, ob diese Männer, britische Soldaten, die ihren Eid auf den König geleistet hatten, die mit den britischen Expeditionstruppen in Frankreich gekämpft hatten, interniert werden sollten oder nicht. Zu jener Zeit hielt ich mich noch in Irland auf. Ist es unter diesen Umständen denn so überraschend, wenn man ein bißchen übertreibt? Und vergessen Sie nicht, offiziell sind wir immer noch feindliche Ausländer.«

»Feindliche Ausländer?« fragte Driberg ziemlich überrascht.

»O ja«, erwiderte ich. »Und wir werden bis zum Kriegsende feindliche Ausländer bleiben. Alle Einbürgerungen sind bis dahin gestoppt worden. Es ist einfach lächerlich. Jeder Flüchtling, der in die Armee der Vereinigten Staaten eintritt, wird nach sechs Wochen ganz automatisch US-Bürger.«

»Dann wären Sie als Kriegsgefangener praktisch ohne jeden Schutz?«

»Ja. Das ist das Risiko, das wir alle auf uns nehmen müssen. Alles, worum ich bitte, ist ein wenig britische Fairness. Und ich bin überzeugt, daß selbst das Kriegsministerium noch britisch ist.«

Driberg lachte: Mit meinen letzten Worten hatte ich einen Satz aus einer seiner Kolumnen zitiert.

»Ich werde sehen, was ich tun kann«, sagte er. »Ich sehe wirklich keinen Grund, weshalb Sie die Pioniere nicht verlassen und irgendeiner anderen Einheit Ihrer Wahl beitreten sollten, wenn Sie in anderer Hinsicht passender sind. Ich werde weitere Nachforschungen anstellen und darüber in meiner Zeitung berichten.«

Er hat sein Wort gehalten. Ein paar Wochen nach unserem Mittagessen veröffentlichte er einen ziemlich langen Absatz über uns in seiner Kolumne. Er vertrat die Meinung, daß wir unsere Loyalität bewiesen hätten und mit größerer Fairness behandelt werden sollten.

Aber Dribergs Stimme war natürlich nicht die einzige, die in dieser Zeit für uns sprach. Und ich war auch nicht der einzige Angehörige der Pioneer Corps, der die Unterstützung prominenter und einflußreicher Leute suchte. Schließlich gab das Kriegsministerium nach, und im Frühling 1943 wurde eine neue Armee-Anordnung ans Schwarze Brett unserer Kompanie geschlagen. Sie besagte, daß Ausländer, die bei den Pionieren Dienst taten, jetzt um Versetzung zu jeder Einheit ihrer Wahl nachsuchen konnten. Endlich standen die Türen offen.

Im Juli 1943 trat ich der Royal Artillery bei. Mit ungeheurer Befriedigung nahm ich das »Totengräber«-Abzeichen – gekreuzte Hacke und Schaufel in einem Lorbeerkranz – von meinem Uniformkäppi und warf es in die Mülltonne. Seinen Platz nahm eine liebevoll polierte, kleine Messing-Feldkanone ein, das Zeichen meines neuen Regiments.

Ich war einer von fünfzehn »ausländischen« Ex-Pionieren im Royal Artillery Training Centre in der Nähe von Harrogate in Yorkshire. Da wir alle am selben Tag eingetroffen waren, wurden wir auch gemeinsam einquartiert.

Der letzte, der morgens unseren Raum verließ, hatte die Aufgabe, darauf zu achten, daß unsere Betten auch ordentlich nach bewährter Armee-Tradition gemacht waren, die Decken sauber gefaltet und die Seesäcke mit Zeitungen so gestopft, daß sie wie prallgefüllte Würste aussahen.

Am ersten Morgen, als mir diese Aufgabe zugefallen war, erinnerte ich mich an etwas, was Tom Driberg zu mir gesagt hatte. »Dann wären Sie als Kriegsgefangener praktisch ohne jeden Schutz«, hatte er gesagt.

Warum fiel mir das gerade jetzt ein? Ein paar Sekunden später hatte ich den Grund herausgefunden. Die Armee-Kennzahlen auf allen Seesäcken begannen mit 1380. Natürlich, das war es! Jeder Angehörige der »A«-Kompanien hatte eine Armeenummer, die mit 1380 begann. Und diese Nummer war nicht geändert worden, als wir die Pioniere verlassen hatten und zur Artillerie überstellt worden waren. Das war nicht nur dumm, dachte ich, sondern gefährlich. Es war doch anzunehmen, daß der deutsche Geheimdienst wußte, daß diese vier Ziffern einen britischen Soldaten bezeichneten, der kein geborener Brite war – und sehr wahr-

scheinlich ein Jude. Falls einer von uns in Kriegsgefangenschaft geraten sollte, waren diese Zahlen das perfekte Erkennungszeichen.

Viele von uns hatten auch deutschklingende Namen. Das hielt ich jedoch für weniger gefährlich. Schließlich gab es britische Rosenbergs und Goldsteins ebenso wie deutsche, und der Oberkommandierende der Truppen in Ostengland war sogar ein Generalleutnant Schreiber. Ein deutschklingenderer Name war kaum vorstellbar.

Am selben Abend sprach ich mit den anderen über meine Entdeckung. Sie teilten meine Ansicht, und da ich diese Entdeckung gemacht hatte, wurde ich dazu erkoren, mit dem Batteriekommandeur darüber zu sprechen.

Ich bat um eine Unterredung mit ihm, und meine Bitte wurde mir gewährt.

Ich marschierte schneidig in das Büro des Majors, stampfte in vorgeschriebener Weise mit den Füßen, salutierte, und nachdem ich gefragt worden war, was ich wollte, sagte ich: »Sir, ich und alle meine von den Pionieren transferierten Kameraden haben unsere alten Armeenummern behalten. Alle diese Nummern beginnen mit 1380. Wir sind jetzt bei einer kämpfenden Einheit, wir könnten zum Einsatz kommen und gefangengenommen werden. Falls die Deutschen mich fangen, mache ich mir über meinen Namen keine Gedanken. Klaar ist weder typisch jüdisch noch typisch deutsch.

Ich könnte durchaus niederländische Vorfahren haben. Aber sicher wird dem deutschen Geheimdienst bekannt sein, daß jeder Gefangene, dessen Armeenummer mit 1380 beginnt, kein Brite ist. Das könnte sehr gefährlich werden. Ich möchte deshalb darum bitten, Sir, daß mir und meinen Kameraden neue Armeenummern zugeteilt werden.« Der Major fand diese Bitte einsichtig. Er würde sie beim Regiment vortragen, sagte er.

Aber weder er noch ich konnten wissen, daß sich irgendwie, irgendwo die »Abteilung Schildbürgerstreiche« des britischen Kriegsministeriums in den Vorgang einschalten würde.

Zwei Wochen später wurde ich wieder in die Kommandantur gerufen. »Liiinks, rechts, liiinks, stillgestanden!« bellte der Batterie-Feldwebel. Füßestampfen, Salutieren.

»Stehen Sie bequem!«

Der Major blickte auf. »Ich habe vom Regiment gehört, Klaar«, sagte er. »Es macht keinerlei Schwierigkeiten, Ihre Armeenummer zu ändern, aber der Oberst meint, Sie sollten gleichzeitig Ihren Namen

wechseln. Wenn Sie Ihren Namen ändern, bekommen Sie eine neue Armeenummer. Der Oberst schlägt Clark vor.«

»Mit Verlaub, Sir«, erwiderte ich, »nicht Clark. Jeder spricht Klaar ohnehin wie Clare aus. Wenn also der Name geändert werden muß, damit ich eine neue Nummer bekomme, dann bitte von Georg Klaar in George Peter Clare.«

»Gut«, sagte der Major. »Sie hören davon.«

»Kehrt marsch, abtreten«, schrie der Feldwebel; und der Klaar von ehemals marschierte aus der Kommandantur, um der Clare zu werden, der er heute ist.

Zu gegebener Zeit traf ein Dokument ein und informierte mich, daß ich von nun an offiziell »George Peter Clare« war und daß man mir eine Armeenummer gegeben hatte, die statt mit der 1380 der ausländischen Pioniere mit der Zahl 1157 begann. Problem gelöst. Das dachte ich zumindest, weil ich keine Ahnung von der »Abteilung Schildbürgerstreiche« im Kriegsministerium hatte.

In weniger als vierzehn Tagen erreichte sie, daß allen im Ausland geborenen Soldaten der Königlichen Artillerie eine neue Armeenummer gegeben wurde. Alle diese Nummern begannen mit 1157 und zeigten damit Freund und Feind gleichermaßen an, daß wir alle verdammte Ausländer waren.

Als ich diesen Schwachsinn entdeckte, war ich ganz und gar nicht amüsiert. Aber im Augenblick konnte nichts dagegen unternommen werden, und außerdem war meine Einstellung irgendwie ambivalent. Einerseits wollte ich »zur Tagesordnung übergehen«, mich anpassen, Engländer werden, und in dieser Hinsicht war Clare selbstverständlich besser als das fremd klingende Klaar. Zu jener Zeit hatte ich mir etwas zugelegt, was ich für einen Oxford-Akzent hielt, und als ich mich schließlich dabei ertappte, über Karikaturen und Artikel im Punch zu lächeln, mitunter sogar zu lachen, dachte ich, es endlich geschafft zu haben. Ich war viel zu jung, um einzusehen, daß man die Herkunft eines Menschen nie auslöschen kann, daß sie ein wesentlicher Bestandteil der Identität ist und hochgehalten werden muß, und daß alles, was man im besten Fall erreichen kann, eine glückliche Form von doppelter Sicht ist, die es einem ermöglicht, England und die Engländer, vielleicht ein wenig verwischt, zur selben Zeit von innen und außen her zu sehen.

Doch andererseits war ich traurig darüber, ohne eigentlichen Grund den Familiennamen verloren zu haben, auf den ich so stolz gewesen war. Mein Stolz, ein Klaar zu sein, entstammte dem Familienstolz meines Vaters, den Geschichten über die Klaars, die er und seine Mutter, Groß-

mutter Julie, mir erzählt hatten. Und da ich ein sehr österreichischer kleiner Junge gewesen war, trug die Tatsache, daß mein Urgroßvater nach der Familienüberlieferung der erste Jude gewesen war, der zum Regimentsarzt Erster Klasse in der Kaiserlichen Armee aufstieg, und daß sein Sohn, mein Großvater, einer der höchsten Medizinalbeamten der Stadt Wien war, viel zu meinem Bewußtsein während des Heranwachsens bei, unsere Familie sei etwas Besonderes.

Die militärische Familientradition (Großvater war ebenfalls Arzt im Hauptmannsrank, wenn auch der Reserve und kein aktiver wie sein Vater) mochte aber viel mit meiner Abneigung gegen die Pioniere zu tun gehabt haben und mit meinem starken Willen, ein ordentlicher Soldat zu sein.

Die Familien meiner Eltern waren typisch für jenen Teil des mitteleuropäischen Judentums, der, beeinflusst von Aufklärung und wirtschaftlichem Liberalismus, Gleichheit mit seinen Gastvölkern anstrebte und Teilhabe an ihrem Kulturgut suchte.

Vor ungefähr 150 Jahren begannen die Klaars, die zweifellos tief im Ghetto verwurzelt waren, zusammen mit anderen den Exodus. Das geschah in den Nachwehen der napoleonischen Stürme mit all ihren Umwälzungen in Mitteleuropa. Dieses Buch ist die Geschichte der Klaars, aber es ist auch die Geschichte all derer, die fest daran glaubten, daß ihre Schritte sie ins Gelobte Land bringen würden, während sie in Wirklichkeit in der Vernichtung endeten.

Mein Urgroßvater Herrmann Klaar wurde in Stanislau, einem kleinen Städtchen in Galizien 1816 geboren. In dem Jahr, in dem Napoleon auf St. Helena verzweifelte, Beethoven in Wien auf dem Höhepunkt seines Ruhmes stand und Fürst Metternich der unbestrittene Herrscher Österreichs war, der rücksichtslos Fortschritt und Liberalismus unterdrückte, kurz all jene Ideen, die sich seit der Französischen Revolution über Europa verbreitet hatten. Für Metternich waren »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit« die drei verächtlichsten Wörter in jeder Sprache. Er war der standhafteste Verfechter und Verteidiger der »Legitimität«, jenes gottgegebenen Rechtes der Habsburger und ihresgleichen zu herrschen.

Das einzige Recht, das Metternich dem Volk zugestand, war das, in Frieden zu leben – vorausgesetzt, es mischte sich nicht in die Politik ein, beanspruchte keine Beteiligung an der Macht und hielt ansonsten den Mund; der war nach Meinung der Traditionalisten lediglich zum Absingen der Kaiserhymne und für den Konsum von Backhendln geschaffen.

Österreichische Historiker nennen die Zeit, in die Herrmann Klaar hineingeboren wurde, die »Backendl-Zeit«. Aber trotz Metternichs

autoritärer Politik war es auch eine Ära, in der sich nur wenige, sehr wenige, wirklich unterdrückt fühlten. Die Mehrheit, und es war die absolute Mehrheit, war ganz zufrieden, die Politik anderen überlassen zu können, und beschränkte die eigenen Aktivitäten darauf, aus dem Leben das Beste zu machen. Geld, nicht feudaler Landbesitz, wurde zum allgemein akzeptierten Maßstab für Wohlstand. Es behielt seinen Wert, der sicherste Beweis für Stabilität, und es sah ganz so aus, als würde es eine lange Ära wirtschaftlicher und politischer Beständigkeit werden. Im großen und ganzen war es eine glückliche und sichere Zeit, weil – wie es Henry Kissinger beschreibt – Metternichs Politik eine fundamentale Gewißheit widerspiegelte: daß nämlich Freiheit und Autorität untrennbar sind, daß Freiheit ein Attribut der Ordnung ist.

Es war auch eine Zeit der Hoffnung für die Juden, die Zeit, in der ein junger Jude wie Herrmann, anders als noch sein Vater Isaak – ein wohlhabender Weinhändler, aber immer noch kaftangewandert und bärtig –, in einem orthodoxen jüdischen Elternhaus aufwachsen und dennoch einen »nicht-jüdischen« Beruf ergreifen und darin ungewöhnliche Karriere machen konnte. Herrmann Klaar wurde Offizier in der k. u. k. Armee.

Natürlich wurde er kein schneidiger Dragoner oder geschniegelter Gardist – kein Jude, der an seinem Glauben festhielt, durfte in eines der österreichischen Eliteregimenter eintreten. Herrmann Klaars Karriere war nicht rein martialisch. Er trat dem kurz zuvor erweiterten Sanitäts-Korps bei und wurde einer der ersten, wenn nicht sogar der erste Jude überhaupt, der in der Armee des Kaiserreichs den Rang eines Regimentsarztes Erster Klasse erreichte.

Auf einem Foto, das lange nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst aufgenommen wurde, sieht man deutlich, wie sehr Herrmann die Rolle des k. u. k. Offiziers verinnerlicht hatte. Das strenge Gesicht, umrahmt von einem Kaiserbart, und seine Haltung, aufrecht wie ein Ladestock, verraten den ehemaligen Offizier, der es sein Leben lang gewohnt war, eisern auf Disziplin zu achten. Ich weiß nicht, ob der kleine Ludwig – sein jüngster Sohn und mein Großvater – oder seine Geschwister tatsächlich Haltung annehmen und salutieren mußten, wenn der Herr Papa abends aus der Kaserne zurückkam. Vermutlich ging es nicht ganz so weit, aber ich bin mir sicher, daß der Kasernenhof-Stil in der Familie nicht unbekannt war.

Herrmann Klaar war fünfundzwanzig Jahre alt, als er sein Medizinstudium beendete und am 14. November 1841 Rosalie Goldberg heiratete.

Seinen Titel als Doktor der Medizin und Geburtshilfe der Universität Wien erhielt er am 25. Januar 1842.

Herrmann Klaar hatte sich auf eigene Füße gestellt. Als Nachkomme einer Reihe von Dorfgastwirten, die schließlich zu Weinhändlern aufgerückt waren, hatte er die erste Gelegenheit genutzt, die sich Ghettobewohnern aus dem von den Österreichern als fast »asiatisch« angesehenen Teil des Kaiserreichs bot, eine westeuropäische Ausbildung zu erlangen und einen Beruf zu ergreifen, der Juden früher verwehrt war.

Der frischgebackene Doktor eröffnete in Czernowitz, der Hauptstadt der Bukowina, eine Praxis, und im Laufe der Zeit wurde seine und Rosalies Ehe mit drei Kindern gesegnet, zwei Jungen und einem Mädchen. Ludwig, der Jüngste, mein Großvater, wurde am 1. November 1849 geboren, damals war sein Vater dreiunddreißig Jahre alt.

Die Saat der Französischen Revolution begann, begünstigt durch die sich rapide verändernden Wirtschaftsstrukturen, in den Jahren 1848 und 1849 auch in Österreich aufzugehen. Widerstand gegen die autoritäre Monarchie wurde zu einer revolutionären Bewegung, die kaum einen Teil Europas unberührt ließ. Liberale und nationale Ideen drangen schnell und tief in breite Schichten der Bevölkerung ein und bedrohten den restaurativen Autoritarismus Metternichs ernsthaft.

Die früheren Ghettobewohner, die ihren Weg zum europäischen Säkularismus gefunden hatten, sahen sich nun in einem Dilemma. Ihre Emanzipation verdankten sie zu einem großen Teil dem erwachenden europäischen Liberalismus und Nationalismus. Der Nationalismus kämpfte in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts hauptsächlich für Selbstbestimmung und trug noch nicht jene chauvinistischen Züge, die er in der zweiten Hälfte annehmen sollte. In ähnlicher Weise war auch der frühe Liberalismus noch nicht der entschiedene Vertreter unbeschränkter Wirtschaftsinteressen, sondern trat für politische Gleichheit und größere Bürgerrechte ein.

Für Juden verbargen sich im Nationalismus Gefahren. Nationalistische Ziele und Propaganda appellierten nicht nur an die edlen Gefühle im Volke. Nach und nach entwickelte sich Fremdenhaß bis hin zu antisemitischen Schmähungen. Theoretisch sollten nationalistische und liberale Ziele eine größere Toleranz gegenüber Minderheiten beinhalten. Das war aber keineswegs der Fall. Ein Teil der Bevölkerung sah die Juden mit der verhaßten Zentralregierung unter einer Decke stecken, während der andere sie als Revoluzzer betrachtete und als Zerstörer der etablierten Ordnung verurteilte.

Wie so oft bei Revolutionen begannen auch hier, kaum daß die erste Begeisterung einer gewissen Ernüchterung gewichen war, erbitterte Diskussionen über das taktische Vorgehen. Einige Revolutionäre wollten alles und jedes umstürzen, andere rieten zu vorsichtigerem Verhalten. Aber noch während sie miteinander debattierten, begannen die Truppen der staatlichen Macht, die zunächst erschreckt vor der Revolution geflohen waren, sich wieder zu sammeln und zu reorganisieren.

In Österreich löste der achtzehnjährige Franz Joseph seinen imbezilen Onkel Ferdinand auf dem Thron ab. Die Truppen des jungen Kaisers schlugen die Revolution erbarmungslos nieder. Für Henker und Exekutionskommandos waren das hektische Zeiten. Am 11. März 1849, neun Monate vor der Geburt seines Sohnes Ludwig, schloß Herrmann Klar seine Praxis und trat der Armee bei.

Warum? Wollte er versuchen, das System zu verteidigen, das ihm schließlich zur Emanzipation verholfen hatte? Fürchtete er, der widerpenstige Nationalismus könne ihn eines Tages seiner Gleichberechtigung wieder berauben? Oder rebellierte Herrmann einfach gegen seinen orthodoxen Vater, indem er sich gegen seine jüdische Herkunft wandte? Wollte er sich ein für allemal von den alten Überlieferungen und traditionellen Vorstellungen im Ghetto losreißen?

Bis zu einem gewissen Punkt traf das sicher zu, aber wenn die Klaars sich widersetzten, verfielen sie keineswegs in Extreme. Herrmann gab seinen jüdischen Glauben nicht auf, er konvertierte nicht. Er blieb Jude, aber er wollte auch »richtiger« Österreicher sein. Und nichts war in dem vielsprachigen Kaiserreich so österreichisch wie die Armee. Franz Grillparzer drückte es in einem Satz aus: »In deinem Lager ist Österreich.« Mit ihren Soldaten und Offizieren der verschiedensten Nationalitäten gehörte die Loyalität der Armee der Krone direkt. Diese Krone war Österreich. Bis 1918, als das Habsburger Reich zusammenbrach, sprach man von Österreich nur als von »der Monarchie«. Es gab viele Monarchien in Europa, aber die Länder, die von diesen Monarchen regiert wurden, blieben dennoch Deutschland, Italien, Großbritannien; nur Österreich war »die Monarchie«. Zu Recht, denn das habsburgische Österreich war nie ein Nationalstaat.

Herrmann Klar wurde von Dr. Bürtl, Oberst des Sanitäts-Korps im Kommandanturbereich Lemberg, für den Militärdienst akzeptiert. Der dreiunddreißigjährige Arzt erhielt den Rang eines Oberleutnants des Sanitätswesens und das Feldlazarett Nummer 11 als Standort zugewiesen.

Herrmanns militärische Führungsakte ist erhalten. Auf die darin enthaltene Frage: »Geistige Fähigkeiten?« antwortete der prüfende Offi-